

Kopffragment einer romanischen Christusfigur aus Obermünster

von

Friedrich Fuchs

Der Christuskopf aus der Obermünsterruine zählt zu den hochrangigsten Sammlungsstücken des Regensburger Diözesanmuseums St. Ulrich¹ (Abb. 1 a, b, c, d). Er ist lebensgroß (Höhe 31 cm) und bis heute in seiner bezwingenden Einzigartigkeit geheimnisumwittert. Seine würdevolle Strenge, sein Blick aus großen, unergründlichen Augen, der feste Mund und die archaische Fremdartigkeit der Haar- und Barttracht geben ihm eine unvergleichliche Ausdruckskraft. Als sicher darf gelten, dass er von einer Christusfigur stammt, entweder von einer Halbfigur oder einer thronenden Gestalt. So beschädigt dieser Kopf auch ist, seine fast mythisch feierliche Ausstrahlung ist ungebrochen.

Dargestellt ist Christus als König mit einer scheibenartigen Krone, deren Kronzacken ehemals auf die Stegfläche gemalt waren. Das schlanke Haupt wirkt in seiner Tektonik sehr gefestigt. Glatt gespannte Wölbflächen formen ein edles, ausgesprochen hoheitsvolles Gesicht. Streng geradeaus blicken die großen mandelförmigen Augen, regungslos ernst wirkt der geschlossene Mund. Das mittig gescheitelte Haar legt sich in ruhig gewellten Bahnen über Stirn und Schläfen, ist dann über den Ohren nach hinten geführt und fällt eng anliegend tief in den Nacken. Dort ist das Haar kunstvoll arrangiert als lange, spiralig eingedrehte Lockenzöpfe. Wie ein Echo der Brauenbögen überspannt der kurz und scharfkantig geschnittene Oberlippenbart als markante Bogenform die ganze Breite des Gesichts. Der Kinnbart spart den Mund sorgsam aus, ist jedoch ansonsten ohne spürbaren Bezug zur Körperform eher ganzheitlich kompakt angelegt und auf Oberflächenwirkung hin gestaltet. Durch eine auffallend regelmäßige Reliefunterteilung der Fläche in Längs- und Querrillen gelang eine effektvolle Auflösung der Bartmasse zu gelockten Einzelsträhnen. Zu seiner allgemeinen majestätisch strengen Ausstrahlung bewirkt vor allem diese gitterartige Kleinteiligkeit der Bartstruktur die eigentümlich archaische Aura dieses Christushauptes.

1. Fundgeschichte und Forschungsstand

Am 31. Juli 1953 fand der Kunsthistoriker Dr. Andreas Trapp (†) den Christuskopf bei Sicherungsarbeiten in der Ruine der am 13. März 1945 bombenzerstörten Obermünsterkirche. Er war in der Verfüllung eines Arkadenbogens unsichtbar einge-

¹ Inventarnummer: 1982/15.

mauert² (Abb. 2, 3). Diese wohl frühromanischen Arkadenbögen im Südteil des einstigen westlichen Querhauses waren spätestens im Barock im Zuge einer Verlagerung des Chores nach Westen zugesetzt worden. Eine erste wissenschaftliche Würdigung lieferte Trapp noch im selben Jahr³, er betonte zu Recht den Sensationsgehalt dieses Fundes nicht nur für Obermünster, sondern in weitreichender Hinsicht für die Geschichte der frühmittelalterlichen Großplastik, innerhalb welcher ihm der Regensburger Kopf als singuläres Stück erschien und zu einer Neujustierung der gängigen Entwicklungsmodelle aufforderte, nach deren Prämissen eine Großplastik dieser Art in vorromanischer Zeit nicht denkbar sei. In Abkehr davon trat Andreas Trapp insbesondere im Hinblick auf die archaischen Züge dieses Christushauptes für eine Entstehung bereits in spätkarolingisch-frühottonischer Zeit (um 900) ein und sprach somit dem Neufund die Bedeutung einer Inkunabel für eine ansonsten verlorene Schicht frühmittelalterlicher Plastik zu.

Eine erweiterte Fassung dieses Aufsatzes erschien 1955 in einer überregionalen Fachzeitschrift⁴. Dabei verwies Trapp auf wengleich qualitätsmäßig weit mindere, spätkarolingisch-frühottonische Kopffragmente aus Stuck in der Kirche St. Benedikt in Mals/Südtirol als Beispiele für einerseits das „*Verwelken der Antike*“ und andererseits das Aufkeimen einer „*neuen Form*“. Der Regensburger Kopf firmiert bei Trapp in diesem Vergleichsrahmen als singuläres Beispiel für den Durchbruch der neuen frühottonischen Kunst in großer repräsentativer Ausprägung. In diesem Aufsatz berichtet Trapp ferner von einer Untersuchung durch das Mineralogische Institut der Hochschule. Sie hatte das Ergebnis erbracht, dass der Kopf aus gebranntem Ton besteht.

Eine ausführliche Behandlung erfuhr das Bildwerk 1973 durch einen gemeinsamen Aufsatz von Franz Winzinger und Theodor Müller.⁵ Winzinger lieferte eine eindringliche Beschreibung und Würdigung des Christuskopfes als hochrangiges Kunstwerk der Romanik des 12. Jahrhunderts, Müller sinnierte zur Frage einer spezifischen Datierung und überregionalen stilistischen Einordnung, bezog jedoch keine nähere Position. Winzinger verwies auf die nun bereits fast zwanzig Jahre zurückliegende naturwissenschaftliche Untersuchung als Bestätigung seines eigenen optischen Befunds. Aus seiner Formulierung, wonach der Kopf aus „*nicht sehr hart gebranntem Ton*“⁶ bestehe sowie aus der exakten Benennung des Instituts als *Mineralogisches Institut der ehemaligen Philos.-Theol. Hochschule Regensburg bzw. späteres Staatliches Mineralogisches Forschungsinstitut* darf man schließen, dass Winzinger die originalen Untersuchungsberichte noch einsehen konnte.

Das Ergebnis der Materialanalyse wurde jedoch später wieder in Zweifel gerückt. 1980 stellte Achim Hubel⁷ die These auf, der Kopf könne allein aus brandtech-

² Fundbericht in der Mittelbayerischen Zeitung Nr. 168, 1953 und im Tagesanzeiger Regensburg Nr. 126, 1953.

³ Andreas TRAPP: Beitrag zur Bau- und Kunstgeschichte von Obermünster, in: Gruß aus Obermünster, Nr. 10, 1953, S. 11–13.

⁴ Andreas TRAPP: Obermünster Regensburg, Baufachnachrichten für den ostbayerischen Raum, hrsg. vom BDAB Regensburg, H. 25, Regensburg 1955, S. 18–20.

⁵ Franz WINZINGER und Theodor MÜLLER: Eine Regensburger Skulptur des zwölften Jahrhunderts, in: Intuition und Kunstwissenschaft, Festschrift für Hanns Swarzenski, Berlin 1973, S. 292–301.

⁶ WINZINGER (s. Anm. 5) S. 296.

⁷ Achim HUBEL: Der Skulpturenzyklus in der Kapelle der Burg Trausnitz zu Landshut, in:

nischen Gründen nicht aus Ton gefertigt sein und entschied sich, ihn der seltenen Gattung der mittelalterlichen Stuckplastik zuzuordnen. 1986 modifizierte Hubel seine Auffassung und sprach von „Kalkstein oder Steinguss“⁸. 1996 führte Friedrich Kobler den Christuskopf in seiner Zusammenstellung der mittelalterlichen Stuckplastik in Süddeutschland zwar auf, klassifizierte ihn hinsichtlich des Materials aber als „strittig“⁹. In dem 2002 erschienenen Werk von Martin Hoernes¹⁰ über Stuck im Hoch- und Spätmittelalter wurde der Regensburger Christuskopf wohl aus Gründen der Zugehörigkeit zur Epoche der Romanik nicht berührt.

2. Materialuntersuchung

2004 rückte anlässlich des 150-jährigen Jubiläums der Kunstsammlungen des Bistums Regensburg der Christuskopf aus Obermünster ins Zentrum einer Sonderausstellung zum Thema „*Christus, Bild des unsichtbaren Gottes*“¹¹. Angesichts der unterschiedlichen Einschätzungen zum Material (Ton, Stuck Kalkstein, Steinguss, Stuck) wurde zur Abklärung dieser Frage versucht, den seinerzeitigen mineralogischen Untersuchungsbericht ausfindig zu machen, was jedoch nicht gelang. Schließlich fiel die Entscheidung für eine erneute naturwissenschaftliche Untersuchung. Durchgeführt wurde sie von Dr. Gernot Endlicher von der Betriebseinheit Materialuntersuchung – vormals Institut für angewandte Mineralogie – an der Naturwissenschaftlichen Fakultät IV, Chemie und Pharmazie der Universität Regensburg.

Die unumgängliche Entnahme einer kleinen Materialprobe erfolgte unter strenger Beachtung konservatorischer Belange im Beisein des Verfassers, wobei die großflächige Passfugenfläche am Hals günstige Ansatzmöglichkeiten bot. Die Untersuchung erfolgte unter mineralogischen, chemischen und mikroskopischen Ge-

Wittelsbach und Bayern I, 1. Die Zeit der frühen Herzöge – Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1180–1350, hrsg. Von Hubert Glaser, München 1980, S. 437.

⁸ Diözesanmuseum St. Ulrich Regensburg. Schnell, Kunstführer Nr. 1587, bearb. v. Achim HUBEL u. Geneveva NITZ: München-Zürich 1986, S. 8.

⁹ Friedrich KOBLER: Süddeutschland als Stuckprovinz, in: M. EXNER (Hrsg.) Stuck des frühen und hohen Mittelalters, ICOMOS H. 19, 1996, S. 130 f. Kobler distanziert sich jedoch klar von der früheren Materialbestimmung als Ton, ... „*was nicht nur gegen die optische Wahrnehmung spricht, sondern auch durch eine neuerliche Untersuchung von W. Endres auf Bestandteile von Ton widerlegt ist*“, wobei sich Kobler auf einen Brief vom 11. Mai 1995 beruft. Auf Nachfrage des Verfassers bestritt Dr. Werner Endres jedoch diese Einschätzung und behauptete, den Kopf nie näher in Augenschein genommen zu haben. Dr. Endres war es schließlich auch, der den Kontakt mit Dr. Gernot Endlicher von der Universität Regensburg herstellte, um eine neue naturwissenschaftliche Untersuchung durchführen zu lassen.

¹⁰ Martin HOERNES (Hg.): Hoch- und spätmittelalterlicher Stuck. Material - Technik - Stil - Restaurierung. Kolloquium des Graduiertenkollegs ‚Kunstwissenschaft - Bauforschung - Denkmalpflege‘ der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Technischen Universität Berlin, Bamberg 16.–18. März 2000, Regensburg 2002.

¹¹ Friedrich FUCHS: Fragment einer Christusfigur, in: Christus – Das Bild des unsichtbaren Gottes. Museumsschriften des Bistums Regensburg, Bd. 1, Kataloge und Schriften, Bd. 27, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Regensburg, Regensburg 2004, S. 34–37; DERS. in: Museum St. Ulrich Regensburg. Schnell, Kunstführer Nr. 1587, 2. neu bearbeitete Auflage, bearb. von Achim Hubel, Geneveva Nitz u. Friedrich Fuchs, Regensburg 2005, S. 10 f.

sichtspunkten. Auf weiterführende Untersuchungen wurde verzichtet, da hierfür eine deutlich größere Materialentnahme bzw. ein Verschicken des ganzen Kopfes in ein entferntes anderes Institut nötig gewesen wäre. Außerdem erschien der erreichte Untersuchungsbefund eindeutig genug: Der Kopf besteht aus schwach gebranntem Ton. Der schwache Brand zum Beispiel ließ sich unter dem Mikroskop überzeugend ablesen, indem die eingelagerten Quarzkörner nur in ihrer äußeren Rinde leicht „angeschmolzen“ sind¹².

3. Restauratorische Untersuchung¹³

3.1. Beobachtungen zur Werktechnik

Der Kopf ist aus einer massiven trommelartigen Grundform herausgearbeitet und war durch einen Halsdübel mit dem verlorenen Oberkörper verbunden. Die Passfuge des Halses mitsamt ihren kleinen Bruchflächen in der Peripherie bietet ein sehr verlässliches Bild vom inneren Gefüge dieses Bildwerks. Demnach sind sogar die Lockenzöpfe am Hinterhaupt nicht etwa separat angesetzt, sondern in der Materialschichtung homogen mit dem Kern verbunden.

Vielfältige werktechnische Spuren belegen eine außerordentlich routinierte Hand. Überall finden sich Ritzungen und Grate sowie Schneide- und Glättungsflächen von Modellierspateln. Deutlich sieht man auch die weichen Zugrillen der nebeneinandergelegten Finger, mit denen das Stirnhaar und die über den Ohren nach hinten führenden Strähnen ausgeformt wurden.

¹² Im Folgenden relevante Auszüge aus einem Untersuchungsbericht vom 25.2.2004:

Material des Kopfes: Die mikroskopischen Beobachtungen und die chemischen und röntgenographischen Daten weisen übereinstimmend auf ein toniges Material hin, das nicht sehr hoch gebrannt wurde (< 900° C).

Das Mikrogefüge (Dünnschliffuntersuchung) zeigt parallel bis subparallel angeordnete Schrumpfungsrisse und größere Poren, wie sie beim Sinterungsprozess entstehen. Hinweise auf Schmelzphasen, die sich ab etwa 900° C bilden, finden sich nicht. Es zeigen sich allerdings bei den Quarzkörnern des sandig-tonigen Materials Formen (unnatürliche konkave Einbuchtungen), die eine Korrosion der ursprünglich gerundeten Körner erkennen lassen. Dies deutet schon höhere Temperaturen an, jedoch noch nicht den eigentlichen Schmelzbereich (evtl. Anschmelzungen). Die Reaktionen zwischen den verschiedenen Mineralien sind noch weitgehend im Festzustand erfolgt.

Der Mineralbestand entspricht dem von Tonen mit einem geringen Sand- und Schluff-Anteil.

Die chemische Analyse ist Analysen von Kaolinit-reichen Tertiärtonen ähnlich. Der Glühverlust ist aber deutlich niedriger als in Ausgangstonen. Dies weist auf die Wasserabgabe durch Brennen hin. Der Glühverlust von noch knapp 5% zeigt aber, dass das Kristallwasser in bestimmten Mineralien noch nicht vollständig abgegeben wurde, die Temperaturen noch deutlich unter 1000° C gelegen haben.

Das Original dieses Berichts wird in der Registratur des Diözesanmuseums verwahrt. Ein seinerzeit angekündigter ausführlicher Schlussbericht kam in Folge einer Verkettung widriger Umstände leider nicht zustande. Nach inzwischen erfolgter Auflösung des Instituts sind bedauerlicherweise auch die Unterlagen dieser Untersuchung verschollen.

¹³ Die restauratorische Untersuchung wurde vom Verfasser durchgeführt. Wichtigstes technisches Hilfsmittel war ein binokulares Technoskop mit bis zu 80-fach verstellbarer Vergrößerung und steuerbarem Faserlicht.

3.2. Übersicht zur „Schicksals-Geschichte“ des Kopfes

Grundsätzlich fällt auf, dass die Vorderseite des Kopfes viel schlechter erhalten ist als die Rückseite. Schon mit bloßem Auge zeichnet sich etwa im Bereich der Ohren eine vertikale Abgrenzung zwischen Vorder- und Rückseite ab. Die meisten der vorne sichtbaren Oberflächenveränderungen gibt es hinten nicht, daher erscheint die Rückseite optisch wesentlich heller. Auch das Ausmaß der Bestoßungen ist hinten weitaus geringer als vorne. Beim Versuch, diese Schadstellen einzeln zu klassifizieren und einer groben Chronologie zu unterwerfen (s. dazu später), bestätigt sich gleichfalls jene Unterscheidung zwischen Vorder- und Rückseite. Die Verteilung von Resten eines ganz bestimmten, durchgängig gut zu identifizierenden Mörtels lassen den Schluss zu, dass der Kopf schon vor Auftreten einer bestimmten Kategorie von Schäden halb eingemauert war und zwar so, dass das Gesicht etwa ab den Ohren freilag und der Hinterkopf in der Vermauerung steckte. Stoßschäden der Befundkategorie „I“ sind vor dieser Halbeinmauerung zu datieren. Schäden der Befundkategorie „II“ entstanden im Verlaufe der sicher ziemlich lange währenden Zeitspanne der Halbeinmauerung. Der Versatzmörtel von dieser Einmauerung findet sich als vertikale Abdruckspur zwischen Barthaar und Locken, über die Ohren hinweg und in direkter Fortsetzung auch über den Randsteg der Kopfbedeckung.

Auch auf der Dachfläche der Kopfbedeckung ist eine parallel zum Gesicht verlaufende Trenns pur deutlich auszumachen. Hinter dieser skizzierten Fluchtlinie finden sich durchgehend vereinzelte Reste dieses Mörtels, vorderhalb jedoch keine Spuren davon. Umgekehrt lassen sich im vorderen Bereich zumindest seitlich Reste einer farbigen Bemalung feststellen, die hinten fehlt oder zumindest heute nicht mehr greifbar ist. Auf der Dachfläche der Kopfbedeckung sind auch vorderhalb jener Abgrenzung keine Farbreste mehr nachzuweisen, aber dennoch unterscheidet sich vorne die Oberfläche durch ihre speckige Porentränkung ganz erheblich von jener hinter der Abtrennlinie. Die getränkte Oberfläche vorne darf als Indiz für eine ehemalige Farbfassung gelten.

Auch in Befunden einer Kategorie „III“, die unzweifelhaft viel jünger sind, zeichnet sich jene Unterscheidung zwischen Vorder- und Rückseite des Kopfes deutlich ab. Vorne zeigen sich Spuren einer teils starken Oberflächenverrußung. Sie überdeckt auch die Stoßschäden der Kategorie „II“. Über dieser Verrußung (Befundkategorie „III“) liegen Reste einer teils mehrlagigen Weißtünche. Sie gehören einer noch jüngeren Zeitschicht, Kategorie „IV“ an. Die Rußschicht und die Weißtünchen, d. h. „III“ und „IV“ sind an der Rückseite des Kopfes mit absoluter Sicherheit auszuschließen. Einer nächstjüngeren Zeitschicht, Befundkategorie „V“, ist eine eigene Gruppe von zum Teil sehr umfänglichen und tiefgreifenden Stoßschäden zuzurechnen. Alles deutet darauf hin, dass sie in Folge eines Zerstörungsereignisses zustande kamen, bei dem der Kopf aus seiner Halbvermauerung herausbrach und nach unten stürzte, sei es durch einen Mauereinsturz oder durch Abbrucharbeiten von Menschenhand, wobei in letztem Fall man offensichtlich der seit langem von Weißtünchen überdeckten Kopfmaske zunächst keine Beachtung geschenkt hatte. Nachdem aber der ganzheitliche Kopf wieder zu Tage gekommen war, hat sich, so scheint es, gleichwohl eine Wertschätzung eingestellt. Für eine sichtbare Platzierung empfand man offenbar das Antlitz als zu stark zerstört und so vermauerte man den Kopf verdeckt, gewissermaßen in einem bergenden „Wandgrab“, wo er schließlich 1954 aufgefunden wurde. Diese Schicksalsphase (Befundkategorie „VI“) ist zeitlich und ursachenmäßig in engstem Zusammenhang mit dem als Befundkategorie „V“

beschriebenen Zerstörungseignis zu sehen. So viel steht fest, das „Wandgrab“ des Kopfes fand sich in einer barockzeitlichen Vermauerung einer frühmittelalterlichen Bogenstellung.

3.3. Befunde zur ursprünglichen Farbigekeit

Grundsätzlich wurde die Untersuchung sehr erschwert durch einen Überzug, der in jüngerer Zeit wohl im Zusammenhang mit einem in den 1960er Jahren gefertigten Abguss aufgebracht wurde¹⁴. Es handelt sich um eine wachsartig-transparente Lage (vielleicht Kolophonium), welche die Tiefungen verschlammte, teilweise aber auch beim Auftragen mit dem Pinsel lockere ältere Farbschichtinseln örtlich verlagerte. Vielfach sind eingebettete Pinselhaare von bis zu 1,5 cm Länge zu beobachten.

Aufgrund der glatten Oberfläche des gebrannten Tons haben sich nur wenige Reste von Bemalung erhalten. Eine (zu erwartende) Vortränkung der Oberfläche mit einem porenschließenden Überzug, der eine bessere Haftung der Malschichten gewährleisten sollte, ist optisch da und dort an Bruchstellen vermeintlich sichtbar, als Schicht jedoch nicht zu greifen. Grundsätzlich sind Stratigraphien über mehrere Schichtenlagen mit Ausnahme der jüngeren monochromen Weißüberbüchungen nicht mehr möglich.

Wie bereits angemerkt, ist als Folge der ehemaligen Halbeinmauerung die Befundlage zwischen der vorderen und der hinteren Hälfte des Kopfes sehr verschieden. Die Grenze verläuft in Vertikalfucht der Ohren, wo sich die Abdruckkante der Einputzung deutlich abzeichnet.

Rückseite der Kronscheibe: Hier sind nur unter starkem Mikroskop winzige Farbreste zu identifizieren. Es handelt sich um Einlagerungen in winzigen Aushöhlungen der Oberfläche, das heißt in Werkzeugspuren oder größeren Poren im Tonmaterial, wie sie beim Brand entstehen können. Dennoch lässt sich zweifelsfrei eine zinnoberrote Schicht rekonstruieren. Sie lag direkt auf dem Grund (bzw. der zu vermutenden Tränkungsschicht) und ist gut zu unterscheiden von den in offenen Bruchflächen und auch da und dort an die Oberfläche getretenen Partikeln von Ziegelschamotte, die im Grundmaterial eingebettet sind. Bei dieser zinnoberroten Schicht handelt es sich allen Erfahrungen nach um eine Grundierschicht.

Trotz aller gebotenen Vorsicht wegen der vielen teils auch an der Oberfläche sichtbaren Partikel mit metallischem Glimmereffekt (Quarkörner), lassen sich an einigen Stellen auf der zinnoberroten Schicht Spuren einer Blattvergoldung beobachten. Vermehrt finden sich auf dem Steg der Scheibenkrone auch Reste von grün / violett / blau (?), auch hier stratigraphisch in sehr früher Lage, aber ohne gesicherte Anbindung an die roten Reste oder die Vergoldung. Die Streuung der Spuren ist nur mikroskopisch verifizierbar, an eine visuelle Rekonstruktion einer Bemalung ist nicht zu denken. Dennoch liegt eine Deutung der Befunde nahe: die glatte Stegfläche der Kopfbedeckung war höchstwahrscheinlich mit malerischen Mitteln als Krone ausgestaltet, das heißt Grundreif und Kronzacken vergoldet, der Hintergrund und vielleicht auch illusionierte Schmuckbesätze in Buntfarben.

Dieses Hantieren mit grün und blau (wobei grün zumeist rein auftritt, d.h. ohne die üblichen Farbveränderungen) würde auch weiter unten auf den Haarzöpfen vorgefundene Grünsuren erklären.

¹⁴ Einer von mehreren Abgüssen befindet sich heute im früheren Studienseminar Westmünster in Regensburg, einem Baukomplex aus den 1970er Jahren, der in die heutige Bischof-Manfred-Müller-Schule integriert ist.

Rückseite der Kopfhaare: Durchwegs finden sich auch hier als älteste Farbreste tief im Grund eingebettete Spuren einer zinnoberroten Schicht (sicher identisch mit der Rotschicht an der Krone). Die Oberflächenbeschaffenheit dieser zinnoberroten Reste schließt eine eventuelle Vergoldung aus, sie wäre gemessen an der allgemeinen Befundlage sicher auch optisch greifbar. Am Wahrscheinlichsten darf ein rötlich hinterlegtes Braunocker als Farbtonung des Haares angenommen werden.

An wenigen Stellen finden sich Restinseln einer kräftigen grünen Schicht, unzweifelhaft in stratigraphisch alter, aber isolierter Schichtlage hinsichtlich der roten Reste.

Zur Kopfhaarrückseite zählen auch die seitlichen Haarzöpfe hinter den Ohren, denn dieser Bereich steckte zur Zeit der Halbeinmauerung in der Wand.

Vorderseite der Kronscheibe: Hier finden sich gleichfalls Reste einer zinnoberroten Schicht auf dem Grund, verstärkt sogar in Kombination mit grünen Resten, diese teils auf einer weißen Unterlegungsschicht, vielleicht von einer späteren Wiederholung der Fassung. Vergoldungsreste sind hier nicht sicher nachweisbar, wengleich auf einer durch den besagten neuen Isolierüberzug für den Abguss in eine Bruchstelle hinein verschleppten Rotinsel eindeutig Blattgold zu beobachten ist. In der Fläche finden sich zahlreiche Stellen mit winzigen Resten einer dem optischen Anschein nach schwärzlich oxidierten Blattmetallaufgabe. Die genannte Verrußung ist in der planen Fläche nicht auszumachen, wohl aber an der Unterkante des Kronreifes mit geringfügiger Überlappung in die Fläche.

Über all diesen Resten und naturgemäß vielfach auch direkt auf dem Grund finden sich jene dicken, teils zweilagigen Weißtünchen.

Kopfhaar an Stirn und Schläfen: Auch mit bloßem Auge erkennbar finden sich hier rötlich-braune Reste, jedoch von sehr unterschiedlicher Schichtkonsistenz: teils als nur noch hauchdünne Flächentönung in den Poren, teils als dicke Schichthäufung in den größeren Austiefungen, teils ockerig, teils zinnoberfarben, bei stärkerer Schichthäufung teils sogar in Richtung caput mortuum umschlagend. Sehr vereinzelt finden sich auch Spuren jener rückwärts am Kronreif beobachteten grünen Schicht.

Im Bereich der Schläfenhaare ist der beschriebene Vertikalabdruck von der Halbeinmauerung des Kopfes besonders deutlich: hinten nur spärliche Reste in den Poren, vorne ein nahezu geschlossener Farbeindruck. Vieles spricht dafür, dass in der Zeit der Halbeinmauerung am freiliegenden Teil des Kopfes die Fassung erneuert wurde.

Obwohl sich auch hier eine kleine Schichtinsel mit Blattgold auf zinnoberrotem Grund vorfand, spricht die Gesamtlage der Befunde gegen eine Vergoldung der Haare. Offensichtlich handelt es sich auch hier wieder um eine möglicherweise bereits bei der Weißübertünchung verschleppte Schichtinsel.

Bart: Sämtliche Flächen lagen nach der Halbeinmauerung frei und wurden offenbar neu gefasst. Eine klare Schichtsondierung der Erstfassung und der Zweitfassung ist nicht möglich. Die durchgängig nachweisbaren zinnoberroten Reste auf dem Grund stammen höchstwahrscheinlich von der Grundierung der Erstfassung, die durchgängig greifbaren Reste einer rötlich braunen Tönung gehören allem Anschein nach zur Zweitfassung.

Inkarnatflächen: Die Inkarnatflächen bergen nur spärlichste Befunde von alten Schichten. Vereinzelt finden sich winzige Spuren von Zinnoberrot. An einer Stelle (im Schutz der ehemaligen Nase) fand sich eine Restinsel mit deutlicher hellrosafarbener Inkarnattönung auf weißem Grund. Ob es sich hier um Erst- oder Zweitfassung handelt, lässt sich nicht entscheiden.

Durchwegs ist auch in den Inkarnatflächen jene Verrußung zu beobachten. Sie ist im Allgemeinen relativ dünn und schwankt zwischen Grau und Schwarz. An den Flanken des Halses geht sie exakt bis an die vertikale Mörtelnaht von der ehemaligen Halbeinmauerung des Kopfes. Das rechte Ohr kam in dieser Phase verdeckt in der Wand zu liegen und präsentiert sich demgemäß gänzlich ohne Rußspuren. Das linke Ohr lag frei und ist dementsprechend stark verrußt. Durchgängig finden sich auch umfangreiche Restinseln jener, die Verrußung abdeckenden Weißtünche. An vielen Befundstellen erweist sie sich als zweilagig mit deutlicher Verschmutzungszone dazwischen, das heißt die beiden Tünchungen erfolgten in größerem zeitlichen Abstand. Bemerkenswert ist ferner, dass die Weißtünchen auf den plastischen Höhungen durchwegs stark reduziert sind, dem optischen Eindruck nach infolge natürlicher Alterungsabnutzung, was wiederum die Deutung zulässt, dass die letzte Weißtünche bereits lange zurücklag, als der Kopf im frühen 18. Jahrhundert endgültig verdeckt eingemauert wurde.

Augenzeichnung: Dieser Bereich birgt eine Reihe unlösbarer Fragen. Mit bloßem Auge zeichnet sich vornehmlich auf dem rechten Augapfel deutlich eine große dunkle Iris mit kleiner, etwas dunklerer Pupille ab. Der übrige Augapfel erscheint weißlich. Dies ist ein Gesamteindruck, der auch auf Abbildungen des Kopfes nachvollziehbar ist. Unter dem Mikroskop jedoch verliert sich dieses Erscheinungsbild, vielmehr verfängt sich das beobachtende Auge in der Frage: Handelt es sich um porentiefe Reste jener Verrußung oder um eine gemalte schwärzliche Iris, eine Überlegung, die überdies auch noch zu berücksichtigen hat, dass bekanntlich in der mittelalterlichen Fassmalerei bei Schwarzfärbungen oft Ruß als „Pigment“ verwendet wurde.

Eindeutig ist der Schwärzungsgrad im Augenbereich so stark wie nirgends sonst im Gesicht, doch bei einer Interpretation dieses Befundes ist Vorsicht geboten. Üblicherweise lagert sich Altersschmutz (und somit auch Ruß) infolge von Luftzug gerne an plastisch exponierten Stellen stärker ab als anderswo, so dass leicht der Eindruck entsteht, es handle sich um einen gezielten Farbauftrag. Die Wölbung der Augäpfel ist ein solcher exponierter Bereich. Auch an der Oberkante der Lippen ist zum Beispiel eine solche Abdunkelung zu beobachten, die hier wohl sicher mit verstärktem Rußantrag zusammenhängt.

Beim linken Auge ist die Wölbung des Augapfels größtenteils bis auf den blanken Grund abgewetzt. In den Randbereichen findet sich eine schwarze Schicht, die hier jedoch nahezu geschlossen von den jüngeren Weißtünchen überdeckt und somit für eine nähere Untersuchung unzugänglich ist. Trotz unsicherer Befundlage dominiert beim rechten Auge aber dennoch der Gesamteindruck einer für die Zeit typischen großen schwärzlich gemalten Iris mit schwarzer Pupille.

Lippen: Auch hier ist die Befundlage sehr dürftig. Die Oberfläche wurde besonders sorgfältig geglättet und konnte somit den Farbschichten wenig Haftung bieten.

Sehr vereinzelt lassen sich Reste einer zinnoberroten Schicht beobachten. Auch wenn diese nur als Grundierung anzusprechen ist, so darf man davon ausgehen, dass die Lippen ehemals kräftig rot gefasst waren. Über den roten Resten findet sich wiederum jene Verrußung. Bereichsweise ist sie hier als eine starke, fast deckende Schicht anzutreffen. Die Quelle des Brandes lag – wie die Art der Ausbrüche an der rechten Gesichtshälfte aufzeigen werden – wohl an dieser Seite unterhalb des halbvermauerten Kopfes. Dem Anschein nach hat die um diese Zeit noch vorhandene Nase sogar beim Rußantrag durch aufsteigenden Rauch einen gewissen Stauwirbel

ausgelöst, da am Oberlippenbart unmittelbar unter der Nase sowie im engeren Umfeld des Mundes die Rußschwärzung verstärkt vorliegt und dann nach außen hin wieder schwächer wird. Die Weißtünchen sind im Mundbereich größtenteils abgefallen. In einer Mundwinkelecke sitzt noch ein Mörtelrest von der barocken Totalmauerung.

Zusammenfassung: Diese Übersicht basiert auf sehr wenigen konkreten Befunden, sie lassen jedoch vor dem Hintergrund des allgemeinen Kenntnisstandes zur Polychromie mittelalterlicher Skulptur durchaus zu, ein ganzheitliches Bild von der früheren Farberscheinung des Kopfes nachzuzeichnen.

Erstfassung: (Freie Aufstellung der Figur)

Kronscheibe: Blattvergoldung auf zinnoberroter Grundierung, vermutlich in Gestalt eines Kronzackenreifes. Die Hintergrundflächen bunt abgefasst, der Kronreif mit partiellen bunten Übermalungen als Schmuckapplikationen.

Kopf- und Barthaar: rötlich ocker, auf zinnoberrotem Grund.

Inkarnat: heller Inkarnatton auf weißem Grund.

Mund: leuchtend rot auf zinnoberrotem Grund.

Augen: Augapfel weiß, große schwärzliche Iris mit schwarzer Pupille

Zweitfassung: (Halbeinmauerung des Kopfes mit freiliegendem Gesicht)

Vermutlich erfolgte in dieser Phase eine Wiederholung bzw. Ausbesserung der Erstfassung in den freiliegenden Bereichen des Kopfes.

Drittfassung: (Halbeinmauerung des Kopfes mit freiliegendem Gesicht)

Der gesamte, in Halbeinmauerung freiliegende Bereich des Kopfes wurde mit weißer Kalkmilch übertüncht.

Diese Übertünchung wurde in großem zeitlichen Abstand (Schmutzzwischenschicht!) in gleicher Weise wiederholt.

3.4. Bestoßungen, Bruchstellen und sonstige Befunde

3.4.1. Die Passfugenfläche am Hals (Abb. 4)

Dem ersten Eindruck nach wirkt der Hals wie knapp unter Kinnhöhe abgebrochen. Die vermeintliche Bruchfläche lässt in der Tat zunächst an einen durchgehenden Bruch denken, doch im Detail ist die Feinstruktur lange nicht so unregelmäßig und scharfgratig wie die sonstigen Bruchstellen am Kopf. Bereichsweise erscheint die Oberfläche sogar weich und glatt verschliffen, plan jedoch ist sie nirgends. Teils scheint es sogar, als ob hier mit Glättspatel oder Fingerverstrich gearbeitet wurde. Andere Bereiche sind in der Oberfläche etwas ruppiger, aber nicht scharfgratig. Entlang der Außenränder finden sich naturgemäß zahlreiche kleine Schadstellen, es sind Randausbrüche mit entsprechend scharfgratiger Oberflächenstruktur.

Da und dort finden sich Mörtelreste von einer offensichtlichen Fugenbettung der Passfläche. Das Material ist durch Farbe (grau) und Konsistenz (grobkörnig mit diversen Einschlüssen) eindeutig zu sondieren. Ein vom Verfasser vorab durchgeführter SO^2 -Test ergab Kalkmörtel, dessen Bindemittel (Kalk) sich restlos auf-

löste¹⁵. Die Mörtelschicht ist sehr hart, sie sitzt teils locker teils aber auch extrem fest auf dem Grund. Viele der kleinen Schadstellen sind beim „Abbrechen“ des Halses durch die feste Haftung der Mörtelbettung verursacht worden.

Exakt in der Achse des Kopfes sitzt in der Bruchfläche ein Dübelloch mit unregelmäßig rundem Querschnitt. ($\varnothing \sim 3$ cm). Die Öffnung ist mit dem oben genannten grauen Mörtel ausgekleidet. Die Schicht an den Seitenwandungen ist dünn (max. 0,3 cm). Die Tiefe der Öffnung ist nicht zweifelsfrei festzustellen, da der Mörtel in der Tiefe offensichtlich füllend vorliegt. In diesem Dübelloch gibt es deutliche Befunde von Probenentnahmen aus jüngerer Vergangenheit.¹⁶ An einer Stelle der Seitenwandungen wurde mit einem Bohrer (\varnothing ca. 1 cm) versucht, die Mörtelauskleidung auszufräsen, wobei der Bohrer ca. 2 mm tief auch in das Tonmaterial einschneit. Mehrere Bohrungen von \varnothing ca. 5 mm führen auch in die Tiefe der Mörtelfüllung. Soweit dieser Bereich verlässlich einsehbar ist, scheint es, dass die Schichtung durchstoßen, das heißt so lange gebohrt wurde, bis das Grundmaterial des Tons als Bohrstaub zum Vorschein kam. Nach dem Befund von drei solchen Bohrlöchern ist das Dübelloch 5–6 cm tief und somit ausreichend, um darin einen Dübelstift (wohl aus Holz) zu verankern. Die unregelmäßig welligen Wandungsflächen zeugen eindeutig von einer Herstellung dieser Dübelöffnung durch Eindrücken eines nur grob zurechtgeschnitzten Pfahldübels in das zu diesem Zeitpunkt noch formbare Tonmaterial.

Höchstwahrscheinlich war also der Kopf mittels eines Holzdübels auf dem Halsansatz des verlorenen Rumpfes befestigt, das heißt er wurde separat modelliert und nach dem Brand angesetzt, wobei zur besseren Haftung des Dübels ein Füllmörtel eingebracht wurde, welcher gleichzeitig auch als Bettungsmaterial für die Passfugenfläche des Halses verwendet wurde. Ungewöhnlich erscheint dennoch, dass diese Anpassfläche nicht besser planiert worden war. Entweder hielt man dies nicht für nötig oder es sollte durch die unregelmäßige Lagerfläche eine bessere Haftung im Mörtelbett erzielt werden.

3.4.2. Bruchschäden am Kopf

Die Bruchstellen gehören unterschiedlichen „Schicksals-Phasen“ an, wie sie eingangs bereits skizziert und in Befundkategorien I–VI unterteilt worden sind:

- Befundkategorie I: vor der Halbvermauerung des Kopfes
- Befundkategorie II: während der Halbvermauerung
- Befundkategorie III: Brandhitzeinwirkungen und starke Verrußung
- Befundkategorie IV: Weißübertünchung der älteren Schäden und der Verrußung
- Befundkategorie V: Herausbrechen/Stürzen des Kopfes aus der Halbvermauerung
- Befundkategorie VI: Vollvermauerung des Kopfes

¹⁵ Die jüngste naturwissenschaftliche Untersuchung erstreckte sich auch auf diesen Mörtel; nachfolgend die entsprechende Passage aus dem Untersuchungsbericht:

Graues Material, Mörtel: Das aus dem Bereich des Loches an der Unterseite entnommene graue Material ist ohne Zweifel ein Kalkmörtel: röntgenographisch lässt sich neben Quarz hauptsächlich Carbonat (Calciumcarbonat = Calcit) nachweisen. Die Röntgenaufnahme zeigt daneben Röntgenreflexe, die auf weitere Zementphasen hinweisen. Um welche es sich dabei handelt, ist nicht eindeutig zu sagen (vermutlich liegen die Klinkerphasen C_3S [Tricalciumsilikat] und/oder C_2S [Dicalciumsilikat] vor).

¹⁶ Die Befunde stammen von der ersten Materialanalyse um 1955.

Rechte Gesichtshälfte (Abb. 5a)

(rechts/links- Angaben aus der Perspektive des Kopfes)

Großer Ausbruch an der Krone (Schaden 1, Befundkategorie V): Durch mechanische Einwirkung platzte ein großes Segmentstück vom Randsteg der Krone ab. Es könnte sich um einen Schlag von rechts oben oder durch ein schräges Aufprallen des stürzenden Kopfes auf dem Boden gehandelt haben. Über die Kronefläche hinaus brach auch noch ein Stück des Kopfhairs über den Schläfen mit aus. Im Grundmaterial gibt es keinerlei Trennung zwischen Krone und Haar, alles ist massiv modelliert. Diese große unberührte Bruchfläche, die auch schon auf den Fotos von der Bergung des Kopfes 1954 so vorliegt, bietet sehr gute Einblicke in das Gefüge des Grundmaterials. Es ist sehr feinkörnig homogen, jedoch sehr unterschiedlich und teils schlierig, teils porös geschichtet und mit unterschiedlich großen Lufteinschlüssen durchsetzt. Auch die Farbe ist relativ homogen (milchig helle Tönung zwischen hellgrau und ocker). Organisch eingebettet in der Bruchfläche findet sich ein mehrere cm² großer länglicher Bereich mit einer ziegelroten Verfärbung des Materials. Diese Verfärbung stammt sicher nicht von Resten einer ehemals aufliegenden Farbschicht, sondern ist in das Material integriert. Dem Anschein nach handelt es sich um eine partielle Metalloxideinlagerung, die beim Brand ausblühte.

Ohrmuschel (Schaden 2, Befundkategorie V): Der Ohrmuschelgrat ist großflächig und tief ausgebrochen. An der oberen Rundung teils auch noch die Kuppe der angrenzenden Haarsträhne über dem Ohr. Hier sind mechanische Einwirkungen in Form zweier kleinerer Schläge oder Aufprallschäden im Zusammenhang mit der großen Schadstelle an der Krone anzunehmen. Die Bruchstelle selbst zeigt das frische, offen liegende Grundmaterial wie bei Schaden 1, die Schichtung des Materials ist hier sehr lose. Eingebacken ist ein großes rotes Partikelchen (Ø 2 mm), evtl. Ziegelschamotte. Im Kern der Ohrmuschel liegt im tiefsten Trichterbereich ein Mörtelrest, wie er sich verschiedentlich am Kopf vorfindet; er stammt von der barocken Totaleinmauerung des Kopfes.

Vorderster Zopf (Schaden 3, Befundkategorie V): Auf eine Strecke von 8 cm ist das untere Ende des Lockenzopfes abgeschlagen, zumeist bis auf das Niveau der Halsoberfläche, teils noch etwas tiefer. Auch die Lockenzöpfe wurden nicht additiv angesetzt, sondern aus der Kernmasse heraus modelliert. Der Schaden resultiert aus einem Seitwärtsschlag, wohl eher von hinten her. Dieser Lockenzopf war gegenüber dem nächsthinteren stark überstehend. Das Material in der Bruchfläche erweist sich identisch mit Schaden 2, auch hier mit eingebackenen großen roten Partikeln.

Nächsthinterer Zopf (Schaden 4, 5, Befundkategorie V): Dieser Lockenzopf ist vergleichsweise wenig beschädigt. Unten (4) an der nach hinten abgewandten Seite sitzt ein ca. 3 cm großer, unregelmäßig ovaler Ausbruch durch einen Schlag von vorne. Die Bruchfläche ist so wie oben beschrieben. Die nach oben hin folgenden Störstellen in der Oberfläche sind keine Schäden, sondern Unsauberkeiten beim Modellieren. Im oberen Bereich dieses Zopfes (5) liegt eine ungewöhnliche Fehlstelle vor. Hier scheint es, als ob jemand mit dem Meißel einige Hiebe ausgeführt hat. Die Bruchflächen sind ungewöhnlich glatt, wirken wie geschabt. An der tiefsten Stelle des Bruches ist die Oberfläche sehr grob und scharfkantig ausgebrochen, resultierend aus hier eingelagerten größeren glasig weißen und extrem harten und scharfkantigen Partikeln. In dieser Bruchstelle ist ferner ein großes Ziegelpartikel (Ø 2,5 mm) eingelagert.

Linke Gesichtshälfte (Abb. 5b)

Kronscheibe links vorne (Schaden 6, Befundkategorie III, IV, V): Ein gezielter mechanischer Stoß von oben kann als Schadensursache kaum in Betracht kommen, denn die Kronenkante ist mit überstehendem Grat erhalten geblieben. Von unten her kann die reliefmäßig nur wenig erhabene Kronscheibe keine adäquate Angriffsfläche bieten. Erwartungsgemäß ist der unmittelbar angrenzende Bereich der Haare völlig unbeschädigt. Am ehesten kommt ein senkrecht auf die Fläche treffender Schlag in Betracht, der eine Art Zertrümmerungseffekt auslöste mit entsprechenden Abplatzungen in der Peripherie. Die Oberfläche wirkt in der Tat kleinteilig zertrümmert mit scharfkantigen Kratern. Nahezu die gesamte Bruchfläche zeigt eine dünne schwärzliche Verschmutzung, die tief in den offen liegenden Poren sitzt. Vieles spricht dafür, diese Dunkelung mit der Verrußung in Verbindung zu bringen.

Vereinzelt haben sich in den Tiefungen gute kompakte Restinseln einer dicken Weißschicht (Kalkmilch) erhalten, die optisch mit jener an der Halsbruchfläche identisch ist. Es hat den Anschein, dass damit die Verrußung abgedeckt werden sollte. Im Bereich dieser Bruchfläche finden sich erwartungsgemäß entlang der Ränder z.T. mehrere cm² große jüngere Ausbrüche, die optisch der Befundkategorie V zuzurechnen sind, das heißt frische Brüche ohne Rußspuren und Weißschicht.

Umfeld des Obres (Schaden 7, Befundkategorie V): Die Ohrmuschel ist oben am Außengrat leicht, im Bereich des Ohrläppchens schwerer bestoßen. Über der Ohrmuschel findet sich ein kleinerer Ausbruch an der anschließenden Haarsträhne (Befundkategorie V, durch Schlag von außen/oben).

Unterkinn und Bart (Schaden 8, Befundkategorie III, IV): Es handelt sich um einen sehr großflächigen Schaden (Ø 10 × 7 cm). Ähnlich wie an der Kronscheibe erscheint der Schaden als Zertrümmerungsbruch in Folge eines senkrecht auftreffenden Stoßes. Die sehr unregelmäßig zerklüfteten Ausbrüche reichen teils bis zu 2,5 cm tief ins Material. Im unteren Bereich sind einige sogar tief in den Kern des Materials führende Sprünge zu beobachten. Sie stammen sicher nicht vom Tonbrand, sondern von einer Erschütterung des Gefüges. Denkbar wäre der Schaden auch als Folge einer lokalen Hitzeeinwirkung mit entsprechenden Abplatzungen durch Luft-einschlüsse. Durchwegs liegen auf diesen Bruchflächen nahezu deckende Spuren von Verrußung. Über der Verrußung finden sich durchgängig Restinseln von Weißtünche. An den Rändern einige jüngere Ausbrüche der Befundkategorie V.

Lockenzöpfe (Schaden 9, Befundkategorie V): Der vordere Haarzopf ist auf einer Strecke von 5 cm nahezu in ganzer Tiefe ausgebrochen, der nächsthintere auf einer Strecke von 4,5 cm. Beim anschließenden dritten fehlt nur ganz unten ca. 1 cm. Die Schäden resultieren von seitlichen Stößen.

Hinterkopf (Abb. 6a)

Hier gibt es eigentlich nur eine große Bruchstelle an der Kronscheibe (Schaden 10, Befundkategorie V). Es handelt sich um eine Erschütterungsbruchstelle in Folge eines Sturzes auf die Kante der Kronscheibe. Die Bruchfläche ist ganz frisch und großflächig durch und durch rötlich verfärbt, dem optischen Anschein nach eine Oxidverfärbung, ausgelöst durch den Tonbrand. Außer kleinen Störstellen herstellungstechnischer Art liegen hier keine Schäden vor.

Vorderseite des Gesichts (Abb. 6b)

Umfeld der Nase (Schaden 11, Befundkategorie V): Durch eine massive mechanische Gewalteinwirkung von der Seite wie von vorne wurde die Nase bis auf die

Grundfläche des Gesichts abgesprengt. Die Bruchfläche ist ganz frisch, sicher ohne Rußspuren. Der geschwungene Ansatz der Nasenscheidewand ist noch als Bruchgrat erhalten. Auch im näheren Umfeld kam es zu ausufernden Ausbrüchen: oben bis hoch in die Stirn; nach den Seiten hin über die Augenbrauen bis weit in den Wangenbereich hinein, wobei hier zudem noch separate Schläge angenommen werden müssen. Auffallend ist eine große zusätzliche Fehlstelle (\varnothing 1,5 cm) auf Höhe der Nasenwurzel. Hier handelt es sich offensichtlich um einen Luftschluss im Material.

Stirnhaar: (Schaden 12, Befundkategorie V): Kleine Absplitterung mit frischer Bruchfläche; im näheren Umfeld weitere sehr kleine Bestoßungen, durchwegs Befundkategorie V.

Mundbereich: Rechts von der Oberlippenkuppe sowie rechts im Mundwinkelgrübchen finden sich zwei enge trichterförmige Störstellen, die jedoch zweifelsfrei alt sind und herstellungstechnische Ursachen haben. Sie sind teils mit weißen Schichtlagen ausgefüllt.

Oberlippen- und Kinnbart (Befundkategorie V): Außer im direkten Anschlussbereich der Nase am Oberlippenbart keinerlei Schäden. Am Kinnbart nur geringe Bestoßungen der Bartsträhnen-Endungen bzw. stärkere Schäden entlang der Halsbruchkante.

4. Die Befunde im Spiegel der Baugeschichte von Obermünster

Die Geschichte des königlichen Damenstifts Obermünster ist, wenn auch ohne die frühen Anfänge, in groben Zügen bekannt. Im Jahr 1010 wurde nach einer Brandkatastrophe ein Neubau eingeweiht. 1020 kam es nach erneutem Brand zu einer raschen Wiederherstellung. Die früheren Bemühungen, den Kopffund in diese Frühstapen der Baugeschichte einzuordnen, sind jedoch aus Gründen des Stils nicht überzeugend. Nach überwiegender Forschungsmeinung ist der Kopf ins 12. Jahrhundert zu datieren. Innerhalb der romanischen Plastik Deutschlands bleibt er nach wie vor ein rätselhaftes Einzelstück, seine Verankerung in der Baugeschichte von Obermünster erscheint jedoch plausibel.

Der an der Nordseite des ehemaligen Obermünsterklosters bis heute frei aufragende Turm entstand in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Das Nordportal war im Verbund mit dem Turm das Gesicht der Kirche zur Stadt hin. Und es gab eine geräumige Portalvorhalle, den Resten nach sogar baulich an den Turm anschließend. Höchstwahrscheinlich wurde mit dem Neubau des Turms auch das Nordportal neu gestaltet. In einer Nische über dem Türsturz dieses romanischen Portals könnte die Christusfigur ihren Platz gehabt haben. Für eine Datierung wäre somit der Zeitraum um 1130/50 am ehesten in Betracht zu ziehen.

Bereits um 1309 kam es den Quellen zufolge zu einer nächsten großen Baukampagne. Sie brachte wiederum eine Erneuerung des Nordportals im modernen Zeitgeschmack, nun im Stil der Hochgotik. Dieses Portal ist weitgehend erhalten. Sollte der romanische Christus am Vorgängerportal angebracht gewesen sein, dann hatte er um 1309 ausgedient, denn bei dieser Portallösung war im Giebfeld kein figürlicher Schmuck mehr vorgesehen.

Die Trennung von Kopf und Körper erfolgte vermutlich bei der Demontage des romanischen Portals. Der Körper ist verschollen. Der Kopf wurde im Innern zu-

nächst sichtbar eingemauert, wohl an prominenter Stelle, vielleicht an Chorschranken. Der nur von den Ohren ab freiliegende Bereich von Gesicht und Krone erhielt sogar eine neue Farbfassung, ähnlich der ursprünglichen.

In dieser Situation traf den Kopf nach langer Zeit eine erste Beschädigungswelle, bei der ein Brand mit im Spiel war. Die linke Gesichtshälfte erlitt schwere Ausbrüche, wahrscheinlich durch lokale Hitze. Der gesamte freiliegende Bereich des Kopfes verrußte. Als Ursache denkbar wäre ein Unglück des Jahres 1624, als bei der Explosion eines nahen Pulverturms die Dächer der Kirche zerstört und die Holzdecke schwer beschädigt wurden. Herabfallende brennende Teile davon könnten die Schäden am Kopf verursacht haben.

Nach diesem Vorfall schien der Kopf an Wertschätzung verloren zu haben, halb eingemauert verblieb an seinem Ort, die Schäden wurden nicht repariert. Im Zuge einer ganzheitlichen Renovierung der Raumschale übertünchte man schließlich den Kopf samt Bruchschäden und Verrußung mit einer dicken Weißschicht. Geraume Zeit später folgte eine weitere Übertünchung, wohl wieder im Zuge einer Austüchung des Gesamtraumes.

Für das Jahr 1704 ist eine große Neugestaltung der Kirche bezeugt, die im Inneren zu tiefgreifenden Umbauten und einer Verlagerung des Chorraums von Osten nach Westen führte. Dabei wurden vermutlich auch jene Einbauten abgerissen, in welchen der Christuskopf halb eingemauert war. Inzwischen mehrfach übertüncht, wurde ihm nun offenbar keine Sorgfalt mehr zuteil, denn bei dieser Abbruchaktion kam es zu einer zweiten großen Beschädigungswelle, vornehmlich im Bereich der Nase und der rechten Gesichtshälfte. Die Bruchstellen erscheinen ganz frisch, was nicht verwundert, denn bei derselben Großmaßnahme im frühen 18. Jahrhundert wurde der Kopf wieder eingemauert, mit Bedacht, aber fortan unsichtbar. So hat er auch die Bombenzerstörung der Obermünsterkirche am 13. März 1945 geschützt überdauert und kam erst bei Aufräumungs- und Sicherungsarbeiten in der Ruine wieder ans Licht.

5. Zum Stil des Kopfes

Auf der Suche nach vergleichbaren Werken engt sich das Spektrum relativ rasch ein, eine konkrete stilistische Herleitung lässt sich jedoch nicht erschließen, die Überlegungen müssen im Allgemeinen verbleiben. Zunächst soll jedoch ein kurzer Nebenexkurs erfolgen auf den Spuren einer Randbeobachtung bei der Durchsicht des erhaltenen Denkmälerbestandes. Dabei geht es um einen nicht unerheblichen Teilaspekt des Regensburger Kopfes, nämlich seine rastergitterförmige und damit auf so eigentümliche Weise geradezu archaisch wirkende Barttracht. Überraschend ähnlich ist die Barttracht eines Kopfes unter mehreren anderen an der Traufgalerie der südlichen Nebenapsis der ehemaligen Benediktinerklosterkirche Breitenau in Guxhagen (Nordhessen). Diese sind etwa zeitgleich mit dem Regensburger Christuskopf entstanden, liegen qualitätsmäßig aber weit unter dessen Niveau und haben entstellungsgeschichtlich sicher nichts mit ihm zu tun. Dennoch lohnt ein näherer Blick auf ein benachbartes Paar unter den Breitenauer Köpfen¹⁷.

¹⁷ Die romanische Kirche des ehemaligen Klosters Breitenau ist heute in eine Gedenkstätte des Konzentrationslagers Breitenau eingebunden. Für die kollegiale Großzügigkeit, aktuelle Fotos von den Breitenauer Köpfen kostenlos anzufertigen und zur Verfügung zu stellen, danke ich sehr herzlich dem Leiter der Gedenkstätte Dr. Gunnar Richter.

Am rechten der beiden Köpfe (Abb. 7, rechts) lässt sich gut nachvollziehen, wie eine bestimmte bildhauerische Vorgehensweise, hier allerdings in Sandstein, zu einem sehr ähnlichem Effekt führte wie ihn auch der Tonbildner beim Regensburger Kopf erreichte. Darüber hinaus wird bei den zwei ausgewählten Breitenauer Köpfen sehr gut ablesbar, welche Bedeutungsgehalte mit speziellen Gestaltungen einer Bartfrisur in Verbindung zu bringen sind. Beim ersten Kopf unterteilte der Bildhauer mit dem Meißel die kompakte Kinnbartform zunächst in viele parallele Längssträhnen und dann in eine dichte Folge paralleler Horizontalrillen; dasselbe was der Regensburger Tonbildhauer mit der Holzspatel beziehungsweise den Fingern tat. Das Ergebnis ist ein außerordentlich regelmäßiges Reliefgitter, das heißt eine wohlgeordnete Bartfrisur aus scheinbar kurzen Einzellöckchen. Der Kopf in Breitenau rangiert in der Reihe der übrigen unzweifelhaft als der bedeutungsmäßig höchste, er besitzt eine ausgesprochen hoheitliche Ausstrahlung, gemeint ist ein würdevoller Königskopf, wie es scheint. Demgemäß ist er im Scheitel der Apsis platziert. Die flankierenden Köpfe sind in Gesichts- und Frisurentypus entschieden derber und damit minderrangiger charakterisiert, wobei innerhalb der Reihe durchaus weitere Abstufungen zu beobachten sind.

Der zweite ausgewählte Kopf (Abb. 7, links) ist südlich zu Seiten des vermutlichen Königs platziert und er scheint auch rangmäßig der Nächstliegende zu sein, obgleich er im Gesamtausdruck eher polar entgegengesetzt wirkt. Seine Züge erscheinen tollkühn und verwegen, sind aber nicht unedel, möglicherweise das agile Pendant zum Majestätischen des Königskopfes. Der Bart des Verwegenen zeigt die gestalterische Vorstufe des königlichen Bartes, er ist in lange Parallelsträhnen gelegt, die Horizontalrillen fehlen. Die Bartfrisur ist zwar vergleichsweise geordnet, die Barthaare aber dennoch langzottelig. Dem gegenüber steht die Wohlgeordnetheit der aus vielen kurzen und regelmäßig geschichteten Löckchen der Bartfrisur beim Nachbarkopf, welchen ebenmäßige, erhabene Züge auszeichnen. Im gezielten Gegenüber liegt eine klare Botschaft, die Gestaltung des Bartes erweist sich als eine nicht unwesentliche Facette bei der charakterlichen Typisierung eines Kopfes. Und so verweist die optische Ähnlichkeit des „königlichen“ Bartes in Breitenau in doppelter Hinsicht zurück auf den Christkönigskopf aus dem Regensburger Obermünster.

Im Rahmen des erhaltenen Denkmälerbestandes verweist die Kompassnadel alsbald in Richtung südliches Frankreich. Auch wenn ein allzu konkreter Zusammenhang außer Betracht steht, so darf dennoch der Christuskopf im Giebel des Hauptportals von St. Pierre in Moissac als das naheliegendste Vergleichsstück gelten (Abb. 8). Das Bildwerk in Moissac entstand in den Jahren zwischen 1110–1135, der Regensburger Kopf vermutlich in der Zeit um 1130/50. Bei einem konkreten Vergleich der beiden Köpfe werden klare Unterschiede deutlich, vornehmlich in der Gestaltung der Details. Stellt man jedoch in Rechnung, dass es sich in Moissac um ein frontal ausgerichtetes Reliefbild aus Stein, in Regensburg um ein rundplastisches Werk aus gebranntem Ton handelt, dann relativieren sich die Unterschiede von selbst. Was diese beiden Stücke aber jenseits von Bildgattungs- und werktechnischen Fragen eng verbindet, ist die fast gleichlautende Typisierung des Antlitzes Christi als majestätisches Königshaupt von geradezu magischer Ausdruckskraft.

Auch wenn der Regensburger Kopf in seiner Qualität deutlich zurück steht, so ist doch vieles sehr ähnlich gestaltet: die Scheibenkrone, die gescheitelten Haare über Stirn, Schläfen und Ohren, die Ohren selbst. Eng vergleichbar sind auch das mächtige Gewölbe der Augenbrauen, die großen mandelförmigen Augen mit ihrem fes-

selnden Blick, die straffe Glätte der Wangen, der schönlinige, aber fest geschlossene Mund, die scharf konturierte Glätte bei der Ausparung des Mundbereiches innerhalb des Bartes. Die Barttracht hingegen ist beim Christuskopf in Moissac gänzlich anders. Im Unterschied zu der plastisch kompakten Gestaltungsweise beim Regensburger Kopf wirkt der in Moissac eher malerisch in die Schauseite gebreitet. Das zierliche Silhouettenspiel der freiragenden Strähnen spitzen hat in der Binnenfläche ihre Entsprechung in den fast bis auf „Haaresbreite“ fein ausziselierten Bahnen. Ihrem weich fließenden Hinundher liegt jedoch eine klare ornamentale Ordnung zu Grunde, so dass auch hier Wohlgeordnetheit in der Gesamtform und Feingliedrigkeit im Detail die Ausdrucksmittel schlechthin sind, um die hochrangige Nobilität dieses Hauptes zu unterstreichen.

Die Christusfigur am Portal von Moissac ist das Spitzenwerk einer auch in der Region um Moissac weit verzweigten Bildhauerschule¹⁸. Auf der Basis des heute erschlossenen Denkmälerbestandes romanischer Plastik scheinen hier auch die Stilquellen für den Christuskopf aus Obermünster beheimatet zu sein. Solchermaßen länderübergreifende Beziehungen müssen für das königliche Stift Obermünster nicht verwundern, so dass auch die Zuwanderung einer auf Tonplastik spezialisierten Bildhauergruppe aus der Region von Moissac durchaus vorstellbar wäre.

Die skizzierte geographische Grobrichtung in der Stilfrage könnte aber auch zu Spekulationen in ganz anderem inhaltlichen Zusammenhang verleiten. In der Geschichte von Obermünster spielt die Gestalt der Königin Hemma, der Gattin des Frankenkönigs Ludwig d. Deutschen, eine Schlüsselrolle. Bis in allerjüngste Zeit galt in der Forschung der quellenmäßig überlieferte historische Sachverhalt, wonach im Jahre 833 auf Hemmas Wunsch hin das zuvor dem Bischof unterstellte adelige Damenstift durch Tausch mit dem Kloster Mondsee zu einem königlichen Stift umgewidmet wurde, dem Königin Hemma bis zu ihrem Tode 876 als Abtissin vorstand. Einer anderen zeitgenössischen Überlieferung zufolge wurde Hemma im Kloster St. Emmeram bestattet. Doch bereits vom frühen 12. Jahrhundert an machte das Stift den Anspruch geltend, dass das Grab der Königin Hemma nicht in St. Emmeram, sondern in Obermünster sei. Der daraus entstandene sogenannte „Hemma-Streit“ zieht sich durch die Jahrhunderte bis in unsere Gegenwart und scheint nach den jüngsten Forschungen von Franz Fuchs¹⁹ zu Gunsten von St. Emmeram entschieden zu sein, wobei sich darüberhinaus auch die angebliche Gründung von Obermünster durch Königin Hemma als historische Fiktion herausstellte.

Ein in unserem Zusammenhang höchst bemerkenswerter Teilaspekt der „Hemma-Frage“ ist das gleichfalls jahrhundertelange Bestreben des Obermünsterstiftes, die scheinbar in jener Zeit nicht entsprechend fundierte Hochrangigkeit der genealogi-

¹⁸ Dabei handelt es sich um Werke in der Region Midi-Pyrénées, die ins unmittelbare Einflussspektrum von Moissac gehören, so etwa der Christuskopf im Tympanon des Narthexportals der Abteikirche St. Pierre in Carennac (1. Hälfte 12. Jh.). Gut vergleichbar ist auch der Christuskopf im Südportaltympanon von St. Pierre in Beaulieu (um 1130/40) in der etwas weiter nördlich gelegenen Region Limousin. Gleiches gilt für einen Christuskopf (hier sogar mit einer sehr ähnlichen Bartgestaltung) aus einer Szene mit der Wunderbaren Brotvermehrung an einem Kapitell von Saint Nectaire in der noch etwas nördlicher gelegenen Region d’Auvergne.

¹⁹ Franz FUCHS: Das Grab der Königin Hemma († 876) zu St. Emmeram in Regensburg, in: Regensburg und Ostbayern, Festschrift für Max Piendl, hrsg. von Franz Karg, Kallmünz 1991, S. 1–12. Darüber hinaus stellte Prof. Dr. Franz Fuchs dem Verfasser dankenswerterweise ein jüngeres in vielen Punkten umfassend erweitertes Vortragsmanuskript zum selben Thema zur Verfügung, dessen Publikation in Aussicht steht.

schen Abstammung Hemmas zu nach außen hin zu kompensieren, indem man sie offiziell als fremdländische Prinzessin spanischer Herkunft, welche durch Heirat Königin des Frankenreiches geworden war, titulierte. Auch diese Hispanisierung der vermeintlichen Gründerin des königlichen Stiftes ließ sich erst in jüngerer Zeit auf der Basis neuer Quellenfunde als gezielte Geschichtskonstruktion aufklären. Während die schriftlichen Belege für die spanische Abstammung Hemmas nach heutigem Forschungsstand nur bis zu Aventinus zurückreichen, fanden sich inzwischen bildliche Quellen, die bereits im 14. Jahrhundert diesen Sachverhalt ins Feld führen²⁰. Auf einer Miniatur von 1374²¹ sind zuseiten der thronenden Madonna die Äbtissin von Obermünster, Agnes de Munnebach sowie Königin Hemma als Gründerin des Stifts dargestellt (Abb. 9). Über die im Begleittext genannte königlich spanische Abstammung Hemmas hinaus finden sich unter ihr drei Wappenschilder des römischen, des fränkischen und des spanischen Reiches.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass der die Figurengruppe überfangende Baldachin mit seiner ornamentalen Vielpassform für die Zeit um 1374 als altertümlich einzustufen ist, dafür aber eine formale Parallele zur Maßwerkrahmung des Bogenfeldes über dem 1309 neu errichteten Hauptportal an der Nordseite der Obermünsterkirche aufscheinen lässt (Abb. 10). Dieser spezielle Portalüberfang repräsentierte zu seiner Entstehungszeit hochwertige, modernste Formensprache der Gotik. Angesichts der starken retrospektiven Züge des Bildinhaltes läge es nicht fern, wenn im Rückgriff auf die ältere, aber für das Obermünsterportal möglicherweise kennzeichnende Architekturform gezielt auch die Tradition des ehrwürdigen Ortes mit heraufbeschworen werden sollte.

Unabhängig von diesen Fragen bleibt festzuhalten: Auch wenn sich die Hispanisierung der Königin Hemma derzeit nur bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgen lässt, so war die spanische Abstammung doch über sehr lange Zeit offensichtlich ein Hauptargument in der Strategie, eine genealogische Grauzone zu überbrücken und den historischen Rang der Königin nachdrücklich zu manifestieren, was sich im übrigen auch im latenten Prestigekampf mit Niedermünster, dem zweiten adeligen Damenstift in Regensburg, als nötig erwies. Der „Hemma-Streit“ um den Begräbnisplatz war jedoch schon Anfang des 12. Jahrhunderts ausgebrochen. Dass auch damals bereits die Frage ihrer königlichen Abstammung eine Rolle gespielt haben mag, erscheint zumindest nicht abwegig. So könnte es durchaus sein, dass die Geschichte von der fremdländischen Heimat der Prinzessin, die von Spanien aus zur Königin der Franken aufgestiegen war, 833 das königliche Damenstift Obermünster gegründet hatte und 876 in Regensburg verstarb, nachdem sie durch einen Schlaganfall die Sprache verloren hatte, eine Geschichte ist, die schon im 12. Jahrhundert so sehr zum Selbstverständnis von Obermünster gehörte, dass man für die Ausschmückung des neuen Kirchenportals eine Bildhauertruppe engagierte, die zumindest der Grobrichtung nach aus dem fernen Heimatland der legendären Gründerin kam. Moissac liegt tief im Süden von Frankreich im Vorfeld der Pyrenäen.

²⁰ Franz FUCHS (s. Anm. 19), Vortragsmanuskript.

²¹ Miniatur aus einem Salbuch, Aktenbestand im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München: KL Regensburg Obermünster Nr. 8, Fol. 7^v. Den wertvollen Hinweis auf diese Miniatur sowie auch die Reproduktionsvorlage verdanke ich Prof. Dr. Franz Fuchs, Würzburg.



Abb. 1 a, b, c, d: Teilansichten des Kopfes aus Obermünster

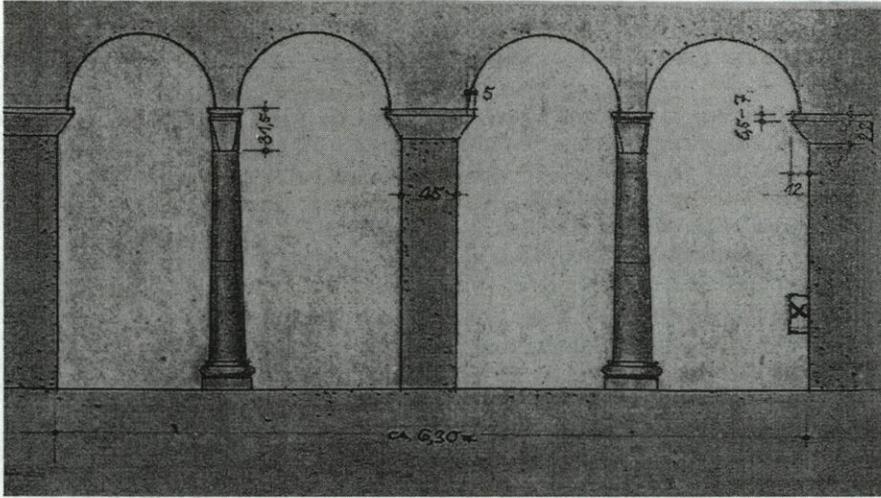


Abb. 2: Skizze zur Fundstelle des Kopffragments im Südwestteil der Obermünsterruine.
Die Stelle ist mit „X“ bezeichnet



Abb. 3: Historisches Foto von der Fundstelle (Teilfreilegung)



Abb. 4: Passfugenfläche am Hals

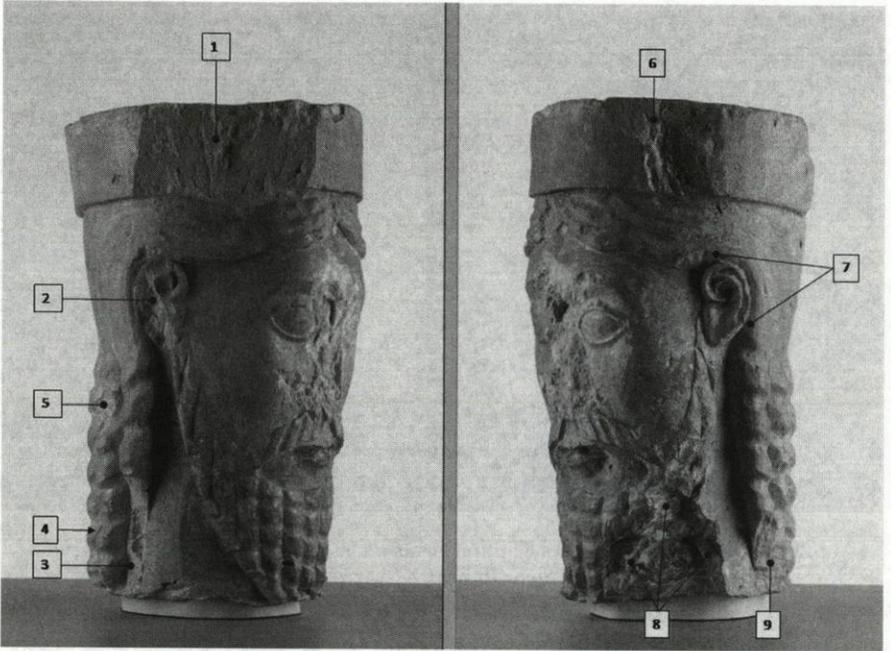


Abb. 5 a, b: Stoßschäden

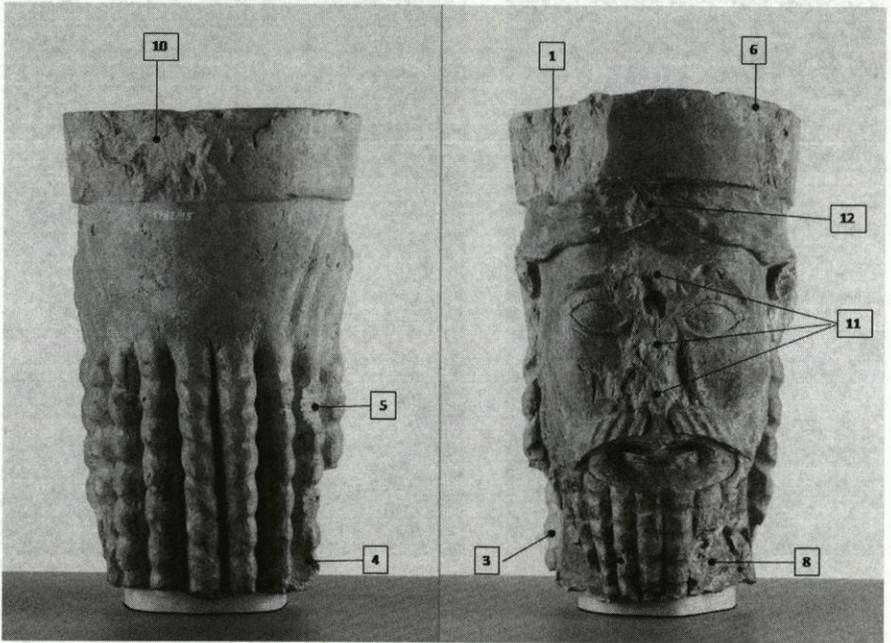


Abb. 6 a, b: Stoßschäden



Abb. 7: Ehem. Benediktinerkloster Breitenau, Guxhagen, Konsolköpfe an der südlichen Nebenapside, um 1130/40



Abb. 8: Chistuskopf (Ausschnitt) aus dem Tympanon des Hauptportals von St. Pierre in Moissac, um 1110–1135



Abb. 9: Die Königin Hemma und die Äbtissin von Obermünster, Agnes von Munnenbach, vor der Muttergottes; Miniatur aus einem Salbuch von 1374



Abb. 10: Bogengiebel des gotischen Hauptportals von Obermünster, 1309.

Bildnachweise: Abb. 1 a, b, c, d: Foto U. Moosburger. – Abb. 2: Repro aus Andreas Trapp (Textfußnote 3, 4). – Abb. 3: Diözesanmuseum. – Abb. 4: Diözesanmuseum, Foto W. Ruhl. – Abb. 5 a, b; 6 a, b: Verfasser auf Grundlage von Abb. 1 a, b, c, d. – Abb. 7: Foto Dr. G. Richter, Guxhagen. – Abb. 8: Repro aus: Thorsten Droste / Albert u. Irmgard Hirmer: Die Skulpturen von Moissac, München 1996, Abb. 81 (Ausschnitt). – Abb. 9: Repro nach Vorlage Prof. Dr. F. Fuchs, Würzburg. – Abb. 10: Diözesanmuseum, Foto W. Ruhl.